

Schrilles Klingelzeichen. Zwischendurch tobendes Gebrüll aus der Nebengarderobe. Der Tenor hat den Friseurjungen um ein Glas Portwein geschickt, der Knabe ist noch nicht zurück, der Garderobier sucht ihn, verschwindet gleichfalls, der Tenor hat seinen Kragenknopf verloren, schreit nach dem Garderobier, der nicht da ist, der Friseur schimpft, weil der Junge weg ist, der die Perücken für die Chordamen zurechtmachen soll, der Inspizient ringt die Hände, weil der Tenor noch im Hemde steht, und der Kapellmeister flucht, daß man ihn in den Orchesterraum jagt, bevor noch die Darsteller fertig angekleidet sind.

Es geht los. Der Riesenraum des „Großen Schauspielhauses“ ist übervoll. Mein Begleiter folgt mir über Treppen und Korridore bis zu meinem Auftritt. Mit offenem Munde sieht er zu, wie ich in den grellen Lichtkegel des Scheinwerfers trete. Tausende von Augen und ebenso viele Ohren erwarten die Gegenleistung für ihr Eintrittsgeld. Nerven, Kehle, Herz — alles lege ich dieser vielköpfigen Bestie zu Füßen. Verwandlung. Mit einem Schlage verlischt das Licht. Der Inspizient winkt mit der Taschenlampe aus der Kulisse, zeigt den Weg durch die Dunkelheit. Die Drehbühne rotiert, bringt die nächste Dekoration nach vorne, Arbeiter schleppen Wände, Möbel, Requisiten. Ballettmädchen rasen von der Bühne ab, andere kommen von der entgegengesetzten Seite. Durch diesen Ameisenhaufen flitzen Bendow und ich nach der kleinen Kammer neben der Beleuchtungsboje, die uns als Umkleideraum dient. Unterwegs: Krawatten auf, Jackett runter. Hut und Stock weg. Garderobiers erwarten uns — Umzug bis auf Schuhe und Strümpfe. Das nächste Bild hat schon begonnen, der Chor ist bereits beim ersten Vers — zum Refrain müssen wir, völlig umgezogen, schon auf der Bühne stehen. Mein Kiebitz beobachtet alles entsetzt. Bemerkt, daß in diesem atemlosen Tempo keine Zeit bleibt, den Dekolletés der Mädchen auch nur einen Blick zu schenken. Da drüben wechseln eben zwölf schöne Frauen ihr Kostüm. Bis auf die rosenfarbige Haut stehen sie da. Was schert uns das? Wir sehen sie nicht als Menschen von Fleisch und Blut — für uns sind sie Ausstattungsgegenstände, Attrappen. Die Räder einer Maschine bleiben ja auch nicht bewundernd vor einander stehen.

Zwei volle Stunden dauert der erste Teil der Revue. Pausenlos hastet er vorüber. Und das liebe Publikum sitzt zurückgelehnt in bequemen Klubsesseln und nickt freundlich mit dem Schädel. Oder auch nicht. Rümpft die gescheiten Nasen; findet alles zu langsam, zu wenig abwechslungsreich. Oder nörgeln: „Die Jungs haben doch das schönste Leben. Reiß ein paar Witze und was die verdienen...“

Die großen Verdienner sitzen in der Pause erschöpft in der Garderobe. Ein Ei und ein Glas Portwein, eine verstohlene Zigarette. Schüchtern sagt mein Gent: „Sie haben sich ja zwölfmal umgezogen!“ Er will weiter reden, wird durch das Eintreten Erik Charells unterbrochen. „Ihr seid heute gar nicht in Stimmung. Was ist los?“ Ich: „Erik — ich habe den Kopf so voll Sorgen. Ich muß einen Vorschuß bekommen —“ — — Sorgenfalten legen sich um Eriks Antlitz. „Lieber Freund — bei diesem Riesenetat können wir außer der Reihe keine Zahlungen leisten —“ und schon greift er nach der Türklinke. Fort ist er.

„Bei diesen Einkünften brauchen Sie Vorschuß?“ fragt der mitgebrachte Beobachter. Nun platzt mir die Geduld. „Endlich muß die Legende von den märchenhaften Bezügen der Schauspieler zerstört werden! Wir verdienen nicht zwölf Monate wie ihr ‚Bürgerlichen‘. Wir haben keine gesicherte Zukunft, unsere Existenz hängt an einem Faden! Eine Stimmbänderkrankung kann uns zum Bettler machen! Wir verdienen ungefähr ein Zehntel von dem, was das Publikum sich einreden läßt. Sie haben ja keine Ahnung — —“ Das Klingelzeichen zum nächsten Akt. Die Hetzjagd beginnt von neuem.

Und freundlich lächelnd stehen wir wieder im Rampenlicht. Diesmal haben wir grüne Scheinwerfer. Grün wie die Hoffnung auf bessere Zeiten. Oder wie die Galle, die in uns sprudelt — — —